

Baum und Strauch im Dorf

Heinz-Peter Türk

1. Die kulturgeschichtliche Bedeutung

Schon seit jeher kommen dem Baum oder Strauch z. B. um den Bauernhof, um das Haus oder im Garten eine besondere Bedeutung zu. Vorerst waren es mystische Beweggründe, die den Menschen an die Pflanze, im speziellen an den Baum banden. Man denke an die Baumverehrung früherer Völker, an die heiligen Haine der Griechen und Römer oder an den Weltenbaum „Yggdrasil“, der in der Vorstellung des Menschen als immergrüne Weltesche der Sitz der gerichthaltenen Götter war.

Der Mensch früherer Zeiten stand in einer sehr engen Beziehung zu Baum und Strauch, da ihm diese neben Vorteilen durch wirtschaftliche Nutzung und in der Naturheilkunde vor allem Schutz und Schirm für seine Behausung, vor Raubzeug, wildweidendem Vieh oder vor vorbeiziehenden räuberischen Stämmen boten.

Nicht von ungefähr kennen wir eine Menge überlieferter Lieder, Sagen und Märchen, in denen von einem Apfelbaum, einer Linde, Esche oder Eiche die Rede ist. Das besondere Verhältnis zur Natur, insbesondere zum Baum, kommt darin zum Ausdruck. Auch eine für uns heutzutage kaum mehr verständliche Symbolik und manches Brauchtum fußt darin.

Ein schon selten gewordener Brauch am Lande ist das Anpflanzen eines Birn- oder Apfelbaumes bei der Geburt eines Sohnes oder einer Tochter. Die schöne Sitte, einen „Hausbaum“ zu haben, der je nach den Verhältnissen eine Eiche, Esche, Linde oder ein Nußbaum war, ist selten geworden. Oft war dieser Hausbaum einige hundert Jahre alt. In seinem Schatten begegneten sich jung und alt und ein großer Teil des häuslichen Lebens spielte sich darunter ab. Eine ähnliche Bedeutung hatte die Dorflinde. Vor allem aber deuten Begriffe wie Weltenbaum, Baum des Lebens, Stammbaum u. ä. darauf hin, daß der Baum schon jeher als Symbol des menschlichen Lebens sowie des gesamten Kosmos angesehen wurde. Besonders der Wechsel vom Tod zum Leben im jahreszeitlichen Ablauf des Baumes erschien den Menschen aus früherer Zeit als etwas Gewaltiges – Mystisches, da sie den Ereignissen und Kräften der Natur viel mehr ausgeliefert waren als wir heute. Sie sahen transzendental für ihren eigenen Lebensablauf das scheinbare Sterben des Baumes im Herbst, die Totenstarre im Winter, das Wiedererwachen im Frühling und das Fruchten im Sommer. Es ist daher verständlich, daß „heilige Bäume“ bzw. Weltenbäume bei allen Völkern in ihren Religionen, Überlieferungen, Mystiken und in der Volkskunst vorkommen. Aus diesem Grund soll an dieser Stelle ein Zitat von BERNATZKY über das uralte Bild des Weltenbaumes wiedergegeben werden, das vor allem auch für unseren geographischen Raum von Interesse ist:

„Am stärksten ergreift uns und steht uns heute auch zeitgeschichtlich am nächsten die Darstellung dieser Überlieferung in der Weltesche Yggdrasil der nordisch-germanischen Mythologie. Yggdrasil ist der kosmische Baum schlechthin. Mensch, Tier und Pflanze verdanken ihre Existenz dem Weltbaum. Nach dem Edda-Lied Völuspá reicht er mit seinen Wurzeln bis in die Tiefe der Unterwelt, während sein grüner Wipfel sich in den Himmel erstreckt. So verbindet er Himmel, Erde und Unterwelt. Weißer Nebel netzt den Baum und fällt aus Tau in die Täler. Der Honigtau seiner Zweige ist das Lebenswasser des Himmels, das vom kosmischen Scheitelpunkt hernieder rinnt und sich in der Unterwelt zum Brunnen sammelt. Drei Quellen entspringen an seinem Fuß: Hvergelmir, die Mutter aller Flüsse; Mimir, die Quelle aller Weisheit, der Erinnerung, der Meditation; und die Quelle des Schicksals, die von Urd, der weisesten der Nornen, behütet wird. An den Wurzeln des Baumes nagt die Schlange Nidhögg, um sie zu durchbeißen, was der Adler der Götter zu verhindern sucht.

Er wird Bestand haben, wenn alles zusammenstürzt. Wenn die Endkatastrophe der Welt anbricht und die Berge umstürzen, dann wird Yggdrasil von den Wurzeln bis zum Gipfel erschüttert – aber nicht gestürzt. Alles wird untergehen: Götter und Welt, Himmel und Erde, aber der riesige Weltbaum wird überleben, und ein neuer Kosmos wird sich um ihn herum bilden.“ (Zitatende)

Dieser den Himmel, die Erde und die Unterwelt verbindende Baum befindet sich im Zentrum des Weltalls und stellte nach der damaligen Auffassung die Achse der Welt dar.

Die Altaier hatten als Weltbaum die Tanne, die Tataren die Birke mit sieben Ästen vor Augen. Der Baum war für sie Träger des Universums. Eine Verbindung mit dem Himmel war nur durch seine Vermittlung möglich. Heilige Bäume oder heilige Pfeiler entsprachen dem kosmischen Pfahl, der die Welt trägt. Aus Felszeichnungen und deren Darstellungen alter Völker geht ebenso hervor, daß eine Identität zwischen Baum und Mensch hergestellt wurde. Die uralte Überzeugung von der Gleichartigkeit von Menschen und Bäumen lag auch in der Auffassung, daß Bäume eine Seele besitzen wie die Menschen und daß in beiden der gleiche Wunsch besteht, zu wachsen, zu blühen und Frucht zu tragen (vgl. W. MANNHARDT).

Altes Brauchtum weist auf diese Einstellung noch hin. So baten die Holzfäller in der Oberpfalz die Bäume, die sie fällen mußten, vorher um Verzeihung. Angeblich wurde dieser Brauch in Österreich christlich überformt: „Im Baume wohne eine arme Seele, die, wenn man ihr Abbitte leiste, frei würde, sonst aber im Baumstumpf weiter gefangen bliebe“ (vgl. BERNATZKY).

Derartiges Brauchtum war vor nicht allzulanger Zeit auch noch im Mühlviertel üblich.

Beispielsweise wurde vor dem Umschneiden eines Baumes mit der Axt dreimal ein Kreuz gemacht,

oder mit der Axt dreimal an den Stamm geklopft mit den Worten: „So jetzt ge mas au“,

oder es wurde der „Keil“ im Walde belassen.

Die Ehrfurcht vor dem Baum ging nach altem Gewohnheitsrecht von Markgenossenschaften soweit, daß bei Beschädigungen lebendiger Bäume furchtbare Strafen drohten. Die betroffenen Teile des Baumes, der Bast als Darm, Stamm und Zweige als Glieder, die Baumkrone als Kopf wurden bei Beschädigungen als Bestrafung analog beim Frevler vollzogen.

Wie bereits erwähnt, kam der **Esche** als Weltenbaum in der indogermanischen Mythologie eine große Bedeutung zu. Aus der Edda ist zu entnehmen, daß aus der Esche der Mann und aus der Ulme die Frau als Stammeltern der Menschheit hervorgingen.

Eschen wurden um die Kultstätten gepflanzt und von diesem Eschenlaub bekamen einmal im Jahr die Haustiere zu fressen, um sie gesund zu erhalten.

Im Mittelalter wurde in aus Eschenholz geschnitzten Bechern Wein gegossen, der einige Stunden stehen blieb und dann gegen Milz- und Leberleiden getrunken wurde.

1626 erwähnt Dr. MATTHIOLUS in seinem Kräuterbuch besonders die heilende Wirkung der Rinde und Rindenasche der Esche.

In der mittelalterlichen Naturheilkunde genoß die Esche als Heilpflanze ein hohes Ansehen. Im Tiroler Volksglauben galt sie als „Kleinkinderbaum“. Sie wurde aber auch als unheimlicher Baum angesehen, unter dem die Hexen wohnen. Es wurde auch angenommen, daß sich die „Trud“ mit Vorliebe auf Eschenbäume setze, weshalb man auf diesen Bäumen so oft merkwürdige Bildungen antrifft, die wie Bischofstäbe, Sicheln usw. aussehen.

Altes Brauchtum findet man bei den Slowenen, die am Johannistag einen Eschenzweig auf den Acker stecken oder in Spanien, wo man Eschenzweige im Hause aufhängt, um Glück und Segen das ganze Jahr über zu erwirken. Die Slowaken verwendeten bei Wanderungen einen Eschenstock, um gegen böse Geister, Gespenster, Kobolde und Hexen gefeit zu sein.

Die Esche war auch ein berühmtes „Wundholz“, welches an bestimmten Tagen wie beim Zusammenfall des Karfreitages mit Maria Verkündigung, am Neujahrstag, am Christi Himmelfahrtstag, am Peter- und Paulstag oder in der Johannisnacht vor Sonnenaufgang geschnitten als Wundheilmittel oder gegen Nasenbluten Verwendung fand.

In der griechischen Götterkunde wurde als heiliger Baum die **Eiche** dem Zeus, in der römischen dem Jupiter und im germanischen dem Donar zugeordnet. Es ist daher verständlich, daß der Hl. Bonifatius eine Donareiche in Hessen und der Hl. Martin eine Jupitereiche in Gallien fällten, um die Macht des Christengottes über die heidnischen Götter unter Beweis zu stellen. Da jedoch noch

lange Zeit alte Eichen als heilig galten, wurde von der christlichen Kirche die Baumverehrung insofern kultisch verwendet, als Heiligenbilder an oder unter diese Bäume gebracht wurden. Es gibt auch Beispiele, daß besonders starke Bäume zu Kapellen ausgebaut wurden und unter Bäumen, die mit Legenden verbunden waren, Kapellen und in weiterer Folge Wallfahrtskirchen und Klöster errichtet wurden (vgl. W. LEHNER: Wallfahrtskirche Pöstlingberg, Maria Drei Eichen, Maria Taferl, Maria Zell).

In früheren Zeiten war man der Auffassung, daß man die Schweine vor Finnen schützen kann, falls ihr Futter mit einem Stück angekohlten Eichenholz umgerührt wird. Das Vieh wäre überhaupt gegen Krankheit geschützt, wenn ihm Salz in einer Portion zerschnittenen Eichenlaubs gereicht wird. Kühe, die zum erstenmal auf die Weide getrieben werden, erhielten drei Eichenblätter. Ein am Karfreitag vor Sonnenaufgang in die Stube oder in den Stall gelegtes Stück Eichenholz schütze das ganze Jahr gegen die Zauberei des Teufels. Um Hühner vor dem Fuchs zu schützen, schlug man drei Eichenpfähle in den Garten und war der Meinung, daß der Fuchs so weit gebannt sei, als der Schall der Schläge dringe. Auch in der Volksmedizin hatte die Eiche einen hohen Stellenwert. Erfrorene Hände und Füße wurden in Eichenfässern gebadet. Weiters bestand die Auffassung, daß gegen Kolik Eicheln helfen, die an dem Tag, an dem die Sonne in den Skorpion geht, gesammelt wurden und noch nicht auf den Boden gefallen waren. Gegen Warzen wurde Regenwasser, das in einem alten Eichenstumpf stehengeblieben ist, verwendet.

Die **Buche** wurde ebenfalls mehr im Zusammenhang als sagemuwobener Baum für Hexen und Geister gesehen. Vor allem aber diente sie in früheren Jahren als wichtigster Nahrungsbaum (Bucheckern). In der alten Literatur findet die Buche wenig Erwähnung, da sie erst nacheiszeitlich zu uns gekommen ist.

Die **Birke** galt für die Akaban-Tartaren als Weltenbaum und für die nördlichen Indogermanen wurde sie als „Baum des Frühlings“ verehrt, der die Lebensrute liefert, die dem Vieh Gesundheit verleiht, das Ungeziefer vertreibt und vor Hexen schützt.

Christlich überformt werden Birkenzweige als Frühlingsboten noch heute am Wege zu den Fronleichnamstationen verwendet. Altes Brauchtum besteht auch teilweise noch im bayerischen und böhmischen Raum. Hier wird das Vieh mit Birkenruten angetrieben, die mit Palmzweigen geschmückt sind.

Der germanischen Göttin Freyja, die als Göttin der Fruchtbarkeit, des Wohlstandes und der körperlichen Liebe anzusehen war, gehört die **Linde**. Nicht umsonst war deshalb der Tanz unter der Linde als Ausdrucksmöglichkeit einer Liebesäußerung so beliebt und weit verbreitet.

Weiters haben unter Linden und Eichen unsere Vorväter Gericht gehalten, denn gerichtliche Urteile galten nur, wenn sie unter freiem Himmel ausgesprochen wurden.

Es ist noch nicht allzulange her, daß beim Weg zum Friedhof, an dem eine alte Dorflinde stand, der Sarg hielt, um den Toten gleichsam Abschied nehmen zu lassen. In vielen Sagen, Märchen und

Geschichten ist die Linde als Wohnstätte von Baumgeistern, die den Menschen besonders wohlgesinnt sind, enthalten. Auch heute noch schenkt die Linde, als einer der volkstümlichsten Bäume in unserem Raum, Kirchhöfen, Bildstöcken und Kapellen Schatten und Würde.

Herodot berichtete, daß die Enarer, ein skythischer Volksstamm, bei den Kulthandlungen des Aphrodite-Kultes, aus dem Lindenbast weissagten. Auch Plinius berichtete viel über die Linden. Lindenbast diente den Ureinwohnern Europas zur Anfertigung von Flechtwerk und Matten. Es gibt hunderte Ortsnamen mit der Anfangs- oder Endsilbe Linde und wenn man in der weiten Welt einen „Linden-Ort“ findet, war sicher ein Deutscher der Gründer dieses Ortes. Die Linde galt früher als Schicksalsbaum für einen Menschen. Am Tage der Geburt des Stammhalters pflanzte der glückliche Vater, ob Kleinbauer oder feudaler Schloßherr, eine Linde. In vielen Orten sind Gedenklingen zu finden. Die Linde hatte lange Zeit volksheilkundlich fast keine Bedeutung. Konrad von MEGENBURG, der große Naturforscher und Domherr von Regensburg (1309-1374) berichtete von der Linde nur, daß „des paums glüet (Blüte) haben vil honigs und waxes und darumb sitzend die peinen (Bienen) gern darauff“ Ernst Johann Joachim BECHER (1662) schrieb in seinem „Medizinischen Parnaß“ ein Loblied über die Heilkraft der Linden. Heilkräftige Pflanzenteile sind Blüten, Blätter, Lindenbast und auch Lindenkohle. Auch in der Tiermedizin wurden Pflanzenteile zur Anwendung empfohlen.

In Sibirien stellte man sich den Weltenbaum als **Lärche** vor, an dem Sonne und Mond in Gestalt eines goldenen und eines silbernen Vogels auf- und absteigen.

Die Lärche ist die Frühlingsverkünderin des Nadelwaldes und hat als lichtungsriger Baum das Bestreben, über andere Bäume hinauszuragen. Als einziger Nadelbaum verliert die Lärche alljährlich die Nadeln und spielt daher in der ländlichen Wettervorhersage eine wichtige Rolle. Im Altertum und im Mittelalter wurden schon der Lärchenschwamm, Rinde, Harz und Nadeln als heilkräftige Pflanzenteile sehr geschätzt. Begreiflicherweise gilt die Lärche durch ihre oft bedeutende Höhe als „Blitzableiter“ bei Gehöften und Kirchen. Im christlichen Glauben unseres Heimatlandes gehört der sprießende Lärchenzweig in den „Palmbuschen“ als Frühlingsbote miteinbezogen, und im Volksglauben des Böhmerwaldes soll das Hl. Kreuz aus Lärchenholz bestanden haben. Daher ist die Lärche als heiliger Baum in unmittelbarer Nähe vieler Kleindenkmäler anzutreffen.

Immergrüne Pflanzen wie Fichte, Föhre, Tanne, Wacholder, Eibe, Buchs usw. gelten als Sinnbild der Unsterblichkeit und Kraft bzw. als Todes- und Unsterblichkeitssymbol und stehen vor allem im alpinen Raum im Zusammenhang mit christlichem Brauchtum und beim Kleindenkmal nach wie vor in Verwendung.

Kiefernzweige und Wacholderzweige verwendete man bei uns zum Ausräuchern von Wohnstätten, in denen Seuchenranke, z. B. von der Pest befallene Personen, lebten. Aus dem Harz wurden schon in früherer Zeit mit Kräutern vermischte

Salben zu Heilzwecken zubereitet. Kiefernspresen fehlen nicht in den Rezepten der Volksheilkunde. Zu beachten war immer dabei, daß die jungen Sprossen nur bei Sonnenschein gesammelt werden durften.

2. Der Bauerngarten

Die ersten Bauerngärten im deutschsprachigen Raum entstanden vermutlich etwa um das 5. Jahrhundert n. Chr. Aufgrund der großen Abhängigkeit der Bauern von Landesherren und Klöstern in ihrem gesamten Lebensbereich war ein großer Einfluß hinsichtlich der Anlage von Bauerngärten und der Verwendung verschiedenartiger Pflanzen vorhanden. Besonders unter dem Einfluß der Mönche wurde der Bauerngarten im ersten Jahrtausend gestalterisch durch die Übernahme der Kreuzmotive und durch die Erweiterung des Pflanzensortiments geprägt. Aufgrund des großen Wissens der Mönche, und hier vor allem bei den Benediktinern, entstanden verfeinerte gartenbauliche Erkenntnisse. Weiters führte die wissenschaftliche Auswertung der beobachteten Wirkungen bestimmter Pflanzenarten auf den menschlichen Organismus dazu, daß bereits um 800 n. Chr. etwa 30 „Heil- und Wundkräuter“ in den Klostersgärten kultiviert wurden. Das geistige Niveau der Mönche ermöglichte auch Auswertungen der Erfahrungen aus dem klassischen Altertum und seiner ärztlichen Kunst. Da sich die Klöster als ärztliche Versorgungszentren bei der Kultivierung von ungiftigen Heilkräutern auch der Bauern bedienten, wurden von diesen bäuerliche Kräutergärten angelegt.

Wesentlich für die Entwicklung des Bauerngartens war das Capitulare de villis imperialibus. Diese Sammlung von Richtlinien für die kaiserlichen Maierhöfe entstand um das Jahr 800, zur Zeit Karl d. Großen. Im 70. Kapitel dieses Capitulare werden 73 Pflanzenarten erwähnt, zu denen noch 16 verschiedene Bäume dazukommen. 14 davon sind Obstbaumarten, von denen sich heute noch 13 in den Obstgärten Südtirols nachweisen lassen. Neben dem Kräuter- und Obstgarten zählt zu den ältesten Gartenformen im Zusammenhang mit dem Nutzgarten der „Krautgarten“, der sich ebenfalls fast überall in Europa im Rahmen der bäuerlichen Wirtschaft findet. Eine kleine abgegrenzte Fläche im Ackerland trägt meist diese Bezeichnung, die beispielsweise in der Steiermark, aber auch in Franken und Schwaben „Biefing“ heißt, was darauf hinweist, daß er ursprünglich eingezäunt war. Der Begriff Biefing ist im Zusammenhang mit dem Wort „umfangen“ zu sehen.

Einige Synonyma für den eigentlichen Bauerngarten im europäischen Raum sind Hausgarten, Hoam- oder Heimgarten, Küchen- oder Kuchlgarten, Pflanzgartl, Beetgarten usw. Alle diese Bezeichnungen weisen auf die Beziehung der Bauerngärten zu den baulichen Objekten hin. Sie liegen vor, hinter den oder seitlich der Häuser, sie schmiegen sich an Scheunen und Ställen an und in bestimmten Siedlungsformen sind sie in die schmalen Vorgärten zwischen Häusern und Straße integriert und bestimmen so das Dorfbild.

Neben den Obstbaumarten werden im Capitulare lediglich nur noch die Rose und der Sadebaum als Gehölz angegeben. Verwendung haben mit Si-

cherheit auch der Holunder und der Buchsbaum gefunden.

Sadebaum (*Juniperus sabina*)

Diese Wacholderart war und ist auch heute noch sehr häufig Bestandteil von Bauerngärten, vor allem in Süddeutschland und Österreich. Wegen des unangenehmen Geruchs heißt diese Konifere auch „Stinkwacholder“. Weitere Namen sind auch Seben, Sevel, Sivel oder Säfelbaum. Die seltsame Stellung dieses Strauches im Volksglauben geht aus einem Kräuterbuch des früheren 16. Jahrhunderts hervor. Hier heißt es in der drastischen Sprache der Zeit: „Die Meßpfaffen und die alten Huren genießen den Sevebaum am besten. Die Pfaffen pflegen auf den Palmtag den Sevebaum mit anderen grün Gewächsen zu weihen, geben für die Donder (Donner) und der Teufel – können nicht schaffen – wo solche geweiht Stengel im Haus geführt werden.“

Der Sadebaum diente bereits in altheidnischer Zeit als Zauberkraut, welches die katholische Kirche übernommen hat. So werden auch heute noch die Zweige des Strauches stellenweise als Bestandteil des „Palmbusches“ am Palmsonntag geweiht. Der geweihte Palmbusch wird das ganze Jahr über im Haus aufbewahrt oder auf das Feld gestellt, um Segen zu erwirken und vor Unheil zu schützen. Im Spätmittelalter wurde aufgrund einer besonderen Wirkung des Sadebaumes die Ausrottung aus den Bauerngärten sogar durch gesetzliche Bestimmungen gefordert. Es wurde nämlich in früheren Zeiten der Absud von Sadeblättern als Abortivum benutzt. So zitiert das bereits erwähnte Kräuterbuch, wo dieser Strauch neben den „Meßpfaffen“ auch den alten Huren förderlich sein soll. So heißt es darin: „Er macht dünn“, „Kindermord“, „Mägdebaum“, „Jungfernpalme“, aber auch „Verbottenbum“. Die letzteren Begriffe sind vor allem Synonyma aus süddeutschen Landschaften und Siebenbürgen, die auf die Wirkung dieses Gehölzes hinweisen.

Holunder (*Sambucus nigra*)

Dieser Strauch, der überall in Mitteleuropa vorkommt, dürfte schon sehr früh in der Nähe der Häuser geduldet worden sein. Er ist demnach nicht eine durch römische Siedler über Klostergärten importierte Pflanze, sondern wurde direkt aus dem Freiland in unseren Siedlungen verwendet. Vor allem im ländlichen Bereich ist diese Pflanze überall vorzufinden und wird kaum mehr beachtet.

Den Holunder hat man „die lebende Apotheke der Einödbauern“ genannt. Aus den getrockneten Blättern wurde ein schweißtreibender Tee bereitet. Für Entzündungen und Geschwüre wurden frische Blätter als Umschlag verwendet oder sie sollten die Schmerzen bei Gicht lindern.

Ein alter Bauernspruch heißt „Holunder – Hut runter“. In diesem Spruch äußert sich die Wertschätzung für den Strauch als lebendes Heilmittel. Denn er galt seit eh und je als heilig und unverletzlich, als Materialisation oder Sitz eines „guten Hausgeistes“, der Haus, Hof und Bewohner vor allem Bösen behütet. Es gibt einen weit verbreiteten Glauben, daß derjenige, der einen Holunderbaum fällt oder verstümmelt, sterben müsse. In manchen Landesteilen war man auch der Mei-

nung, daß man durch oder über den Holunderbusch Krankheiten magisch übertragen könne.

Die gartengeschichtlichen Entwicklungen der Gotik, der Renaissance und des Barocks sind im unmittelbaren Zusammenhang mit den Verschiebungen des sozialen Gefüges zu sehen. Das hat auch dazu geführt, daß in den Burg- und Klostergärten und in den späteren Schloß- und Herrschaftsgärten die ursprüngliche Idee des Nutzgartens zumindest in Teilbereichen durch den Ziergarten verdrängt wurde.

Im Lauf der Jahrhunderte haben in die Bauerngärten auch andere Pflanzen Eingang gefunden, die man früher nicht kannte. Neben den wenigen eigentlichen Nutzpflanzen sind sehr viele Blumen gekommen, wie beispielsweise Hyazinthen, Tulpen, Goldlack, Nelken und Levkojen. Zu den Gehölzen des historisch gewachsenen Bauerngartens gehören nun beispielsweise der Blauregen, Efeu, Geißblatt, Kletterrose, Knöterich, Waldrebe, Wilder Wein, Buchs, Brombeere, Eibisch, Flieder, Ginster, Goldregen, Kornelkirsche, Himbeere, Holunder, Johannisbeere, Mistel, Pfaffenhütchen, Quitte, die Bauernrose, Essigrose, Rhododendron, Sanddorn, Schneeball, Seidelbast, Spierstrauch, Stachelbeere und andere. Dazu kommen noch Pflanzen mit besonderen technischen Eigenschaften wie der Färberginster (zum Gelbfärben), der Krapp (zum Rotfärben), der Färberwau (zum Gelbfärben) und ähnliche.

Obstbäume des Bauerngartens sind:

Apfelbaum, Birnbaum, Eberesche, Haselnuß, Schwarzer Holunder, Süßkirsche, Sauerkirsche, Pfirsichbaum, Pflaume, Zwetschke, Quitte, Wacholder (Kranawitt), Walnußbaum.

Die bekanntesten Hausbäume:

Buche, Buchsbaum, Eibe, Stieleiche, Traubeneiche, Esche, Kastanie, Lebensbaum, Sommerlinde, Winterlinde, Mispel, Sadebaum, Walnußbaum.

Der Christbaum – Weihnachtsbaum

Die Entstehung des Weihnachtsbaumes ist vielleicht über zwei Wurzeln zu sehen. Vorerst der Lichterbaum, der bei vielen Völkern im Zusammenhang mit unterschiedlichen Baumarten eine naturmythologische Lichtsymbolik zum Ausdruck bringt. Licht und Leben sind in der Natur und in der Sprache eng verbunden. In unserem Kulturkreis trat längst der Lichterbaum, der ursprünglich die „neugeborene Sonne“ um die Weihnachtszeit war, in den Hintergrund und wurde durch den Christbaum ersetzt, der zum Symbol des neugeborenen Heilands wurde. Ein unbewußter Rückgriff auf ältere Vorstellungen ist in der Verwendung kleiner Lichterbäumchen auf den Gräbern in unseren Friedhöfen zur Weihnachtszeit zu sehen. Die mittelhochdeutsch schreibenden Dichter setzen wechselnd symbolisch Licht für Blüte. Ihre in Lichter erblühenden Bäume sahen sie mystisch mit dem am Astkreuz in einem „heiligen fünf Wunden erglühenden Christus“ zusammen, wie sie andererseits aus der Wundernachtsvorstellung diese Lichter mit den Apfelblüten verbanden, die den Frühling in den kalten, sonnenlosen Winter bringen, und so uralte Menschheitsträume wahr machen. Seltene Naturereignisse, wie blühende Bäume zur Weihnachtszeit waren dazu angetan, den Wunderglau-

ben noch zu bestärken (Barbarazweiglein). Diese lebensbewahrenden, als „Wintermai“ bezeichneten Bäume wurden, einem Beleg von 1539 zufolge, nach altgewohntem Brauch umtanzt. Dies entspricht auch dem alten Gemeinschafts-, Zunft- oder Gildenbrauch beim Umtanzen der Linden auf den Dorfplätzen in den Sommermonaten. Neben dem Lichterbaum hatte auch das Bild des lebensspendenden Baumes mit wunderbaren Früchten, der dem Genießenden ein sich immer wieder erneuerndes, unsterbliches Leben sichert, aus den Ackerbau- und Matriarchkulturen eine symbolische Bedeutung. Bereits bei den Kelten spielte ein Apfelbaum mit silberweißen Zweigen, bei den Littauern Bäume mit goldenen Äpfeln eine große Rolle. Bei den Indern und Griechen war es der Feigenbaum oder bei den Juden der Orangenbaum. Der Baum der Erkenntnis aus der Bibel kam so zu seinen Äpfeln und hat auf diese Weise am meisten auf die Verbindung der Weihnacht und der Krippe mit dem Apfel eingewirkt. Der Weihnachtsbaum, wie wir ihn heute in unserer Mitte haben, ist also in langer Reihe als Lichterbaum und als Fruchtbaum verfolgbar. Die Verbindung scheint jedoch erst durch städtische Hochschichten vor allem in der Zeit der Romantik Erfolg zu zeigen. Der allgemeine Durchbruch des Lichterbaumes in den deutschsprachigen Gebieten erfolgte erst zu voller Breite vor ca. 150 Jahren.

3. Baum + Klein- bzw. Flurdenkmal – Landschaft

Die Überlieferung vom heiligen Baum geht durch alle Kulturen und Religionen der Welt. Nicht von ungefähr stehen an Stätten, die als heilig gelten, große Bäume, die dann eine Heiligenstatue, ein Kreuz, ein Marterl, eine Kapelle beschützen, als Zeichen des Fortlebens einer Überlieferung bis in unsere Tage.

Der Baum ist ein Symbol für die Verbundenheit von Mensch und Natur, für den Bund zwischen Himmel und Erde. Mit diesem Gedanken sollte auch in Zukunft die Baumerhaltung und Neuanpflanzung von Bäumen gerade im Zusammenhang mit christlichen Gedenk- und Weihstätten (Kapellen, Denkmälern) gesehen werden. „Der Baum neben dem Bauwerk ist gleichsam der Spiegel, der uns durch sein unablässiges Wachstum, durch sein Kommen und Gehen im Wandel der Jahreszeiten, durch sein Überdauern alles Menschlichen immer daran erinnern will. Der Baum beim Bauwerk mahnt uns wie ein stets aufrechter Zeigefinger durch seine eigene Vergänglichkeit an das unabänderbare Schicksal allen Menschenwerkes und gibt so unseren Bauwerken den ihnen zukommenden Stellenwert“ (KRÄFTNER).

Bäume und Kleindenkmale sind kleine aber nicht zu unterschätzende Bestandteile unserer Kulturlandschaft. Das einfachste Wegekreuz und der bescheidenste Bildstock in Verbindung mit einem Baum können bereits aus großer Entfernung einen wichtigen Punkt in der Landschaft ankündigen; sei es eine Kreuzung, eine Wegegabelung oder ein Aussichtspunkt. Erst durch diese Landschaftselemente werden große Entfernungen in kleine, erlebbare und für den Menschen erfassbare Stücke zerlegt.

Weiters erfährt das im Verhältnis zur weiten Landschaft unbedeutende Kleindenkmal oder ländliche Bauwerk erst mit der innigen Beziehung zum Baum oder zur Baumgruppe eine gewisse Monumentalität und Bedeutung.

Aus dem Vorgebrachten sollte ein Anstoß gegeben werden, eine neue oder andere Bezugsebene zum „Baum“ zu finden.

Mit den nachfolgenden Sätzen des jüdischen Religionsphilosophen Martin BUBER möchte ich meinen Vortrag beenden:

„*Ich betrachte einen Baum.* Ich kann ihn als Bild aufnehmen: starrender Pfeiler im Anprall des Lichts, oder das spritzende Gegrün von der Sanftmut des blauen Grundsilbers durchflossen.

Ich kann ihn als Bewegung verspüren: das flutende Geäder am haftenden und strebenden Kern, Saugen der Wurzeln, Atmen der Blätter, unendlicher Verkehr mit Erde und Luft – und das dunkle Wachsen selbst.

Ich kann ihn einer Gattung einreihen und als Exemplar beobachten, auf Bau und Lebensweise.

Ich kann seine Diesmaligkeit und Geformtheit so hart überwinden, daß ich ihn nur noch als Ausdruck des Gesetzes erkenne – der Gesetze, nach denen ein stetes Gegeneinander von Kräften sich stetig schlichtet, oder der Gesetze, nach denen die Stoffe sich mischen und entmischen.

Ich kann ihn zur Zahl, zum reinen Zahlenverhältnis verflüchtigen und verewigen. In all dem bleibt der Baum mein Gegenstand und hat seinen Platz und seine Frist, seine Art und Beschaffenheit. Es kann aber auch geschehen, aus Willen und Gnade in einem, daß ich, den Baum betrachtend, in die Beziehung zu ihm eingefaßt werde, und nun ist er kein Es mehr. Die Macht der Ausschließlichkeit hat mich ergriffen.

Dazu tut nicht Not, daß ich auf irgendeine der Weisen meiner Betrachtung verzichte. Es gibt nichts, wovon ich absehen müßte, um zu sehen, und kein Wissen, das ich zu vergessen hätte. Vielmehr ist alles, Bild und Bewegung, Gattung und Exemplar, Gesetz und Zahl, mit darin, ununterscheidbar vereinigt.

Alles, was dem Baum zugehört, ist mit darin, seine Form und seine Mechanik, seine Farben und seine Chemie, seine Unterredung mit den Elementen und seine Unterredung mit den Gestirnen, und alles in einer Ganzheit.

Kein Eindruck ist der Baum, kein Spiel meiner Vorstellung, kein Stimmungswert, sondern er leibt mir gegenüber und hat mit mir zu schaffen, wie ich mit ihm – nur anders.

Man suche den Sinn der Beziehung nicht zu entkräften: Beziehung ist Gegenseitigkeit.

So hätte er denn ein Bewußtsein, der Baum, dem unsern ähnlich? Ich erfahre es nicht. Aber wollt ihr wieder, weil es euch geglückt scheint, das Unzerlegbare zerlegen? Mir begegnet keine Seele des Baumes und keine Dryade, sondern er selber.“

Verwendete Literatur:

BERNATZKY, Aloys (1976):

„Baum und Mensch“ – Kramer-Verlag Frankfurt

BUBER, Martin (1975):

„Das dialogische Prinzip“ – Lambert Schneider, Heidelberg

KASTNER, Otfried (1961):

„Der Weihnachtsbaum, eine kulturgeschichtliche Studie“ – Mühlviertler Heimatblätter

KRÄFTNER, Johann (1980):

„Der architektonische Baum“ – Molden-Verlag Wien

KRÄFTNER, Johann (1981):

„Baum und Bauwerk“ – Manuskript – Wien 1981

LEHNER, Werner (1981):

„Kleindenkmal und Baum“ – Manuskript – Bad Leonfelden

NEMEC, Helmut u. INGRISCH, Lotte (1984):

„Bauergärten“ – Christian Brandstätter Verlag, Wien

NOWAK-NORDHEIM, Walter (1982):

„Der Bauerngarten“ – Wilhelm Heyne Verlag, München

TÜRK, Heinz-Peter (1970):

„Der Baum im Garten“ – Unser Heim 2

Anschrift des Verfassers:

Heinz-Peter Türk

Ing. Garten- und Landschaftsarchitekt ÖGLA (IFLA)

Zibermayrstraße 63

A-4020 Linz

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1991

Band/Volume: [2_1991](#)

Autor(en)/Author(s): Türk Heinz Peter

Artikel/Article: [Baum und Strauch im Dorf 7-12](#)